

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 12

Artikel: Amerikanischer Bücherbrief : neue politische Literatur in den Vereinigten Staaten : Russland-Europa-Frieden
Autor: Pick, F.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Amerikanischer Bücherbrief

Neue politische Literatur in den Vereinigten Staaten: Rußland / Europa / Frieden

Von F. W. Pick (London)

Qangsam schwingen die schweren Tore zurück und lassen unseren Blick wieder ungehindert in die freie Welt schweifen, zu sehen, was sich dort in der Geistes- und Bücherwelt während der langen Jahre gegenseitiger Abgeschlossenheit zugetragen hat. Vielleicht ist ein amerikanischer Bücherbrief, der sich zunächst einmal auf die politisch wesentlichen Werke beschränkt, nützlich, sollen wir uns in einer Welt zurecht finden, die wahrlich nicht stillgestanden hat. Eine Unmenge mehr oder weniger journalistischer Bücher liegt naturgemäß vor: alle enthalten gute Geschichten, aufregende und oft erhebende Schilderungen dessen, zu dem Menschen in der Hingabe selbst des Lebens fähig sind. Aber diese Bücher vergehen meist schnell. Quentin Reynolds, in seinem Buch „The Curtain Rises“ (Random House) beschreibt die Vorgeschichte der Endschlachten; er versucht vor allem, den Abbruch diplomatischer Beziehungen zwischen Rußland und Polen zu entschuldigen. Eine der besten Geschichten, die der Flucht General Girauds aus deutscher Kriegsgefangenschaft, findet sich in G. Ward Price's „Giraud“ (Macmillan), das bisher noch nicht in England erschien und deshalb wohl unter diesen amerikanischen Büchern eingereiht werden darf. Eine Art farbigen Reiseführers zu den japanischen Inseln im Pazifik, von denen wir bald mehr hören werden, hat W. Price verfaßt: „Japan's Islands of Mystery“ (John Day). Schließlich sei auf das bemerkenswerte Buch von Frau Fischer „My Lives in Russia“ (Harper) hingewiesen. Die Verfasserin, eine geborene Russin, ist die Frau des bekannten amerikanischen Journalisten, dessen russenfreundliche Bücher hier ins rechte Licht gerückt werden. Während Louis Fischer nur von Zeit zu Zeit nach Rußland kam, um Berichte zu schreiben, hatte seine Frau dort eine Familie großzuziehen — die Einzelheiten über die Schwierigkeiten des täglichen Lebens in Moskau sind ein bemerkenswerter Kommentar zu Fischers Berichten. Man versteht gut, daß Frau Fischer ihr Vaterland verließ, vor allem nach dem seelenmordenden Erlebnis der politischen Prozesse, die anscheinend wahllos überall Opfer suchten.

Es ist nicht verwunderlich, daß ein beachtlicher Teil neuer amerikanischer Literatur sich wiederum Rußland und den Russen zuwendet. Foster Rhea Dulles schrieb ein Geschichtsbuch über amerikanisch-russische Beziehungen, das trotz seines Titels in erster Linie Geschichte, und nicht Politik darstellt: „The Road to Teheran: The Story of Russia and America, 1781—1943“ (Princeton University Press). Professor Dulles zeichnet die Zusammenarbeit und die Mißverständnisse des vergangenen

Jahrhunderts mit großer Sorgfalt. Zweifellos ist er bestrebt, die Zusammenarbeit zu unterstreichen. Die Monroe-Doktrin wurde noch gegen Russlands Absichten in Alaska aufgestellt — im Jahre 1823, vor allem durch John Quincy Adams, den Staatssekretär, der sich seine diplomatischen Spuren am Hof Katharinas der Großen verdient hatte. Im Jahre 1867 jedoch verkaufte Russland seine amerikanischen Besitzungen, eben Alaska, an die Vereinigten Staaten. Die Möglichkeit eines Zusammenpralls über der Mandschurei — zu Theodore Roosevelts Zeiten — erschien groß; wiederum jedoch gab es andere, weit größere Quellen der Unruhe, die alle Aufmerksamkeit erforderten: Russland und Amerika sind daher nie miteinander in einen Krieg verwickelt worden. Oder muß man die seltsamen Expeditionen der Alliierten am Ende des letzten Krieges hier erwähnen? Ihnen hat Leonid J. Strakhovskiy einen Band unter dem Titel „Intervention at Archangel“ gewidmet (gleichfalls Princeton University Press). Der Verfasser, ein zaristischer Offizier, ist kaum lebenswert wegen seiner politischen Ansichten, aber als Beitrag zur Kenntnis der geschichtlichen Vorgänge ist sein Augenzeugenbericht nützlich. Besonders bemitleidenswert erscheint der damalige englische Befehlshaber, Ironside (der sich nach seiner Verabschiedung im Jahre 1940 den Titel Lord Ironside of Archangel zulegte!). Nach Strakhovskys Schilderung hielt er eine Ansprache an russische Gefangene, freute sich, als alle ein Regiment formten, ein Hoch auf den englischen König ausbrachten — aber danach, so sagt Strakhovskiy, erschossen sie ihre Offiziere und verschwanden auf Nimmerwiedersehen.

Weit ehrgeiziger in seinen Absichten ist das neue Buch, das David J. Dallin über „Russia and Post-war Europe“ schrieb (Yale University Press). Dallin ist ebenfalls Russe, war von 1911 bis 1917 im Ausland, kehrte anlässlich der Revolution nach Moskau zurück, wo er „ein Oppositionsmitglied des Moskauer Sowjets bis 1921 war“. Er zeigt mit interessanten Belegen, wie groß die Bedeutung eines revolutionären Deutschlands in Lenins Plänen war. Seine Darlegungen über die Rolle, die sowohl England als auch Deutschland in der russischen Außenpolitik spielten, sind wohl abgewogen, wenn sie auch manchen gegen den Strich gehen werden. Er erscheint mir am schwächsten, wo er sich mit Englands und Amerikas Friedenszielen beschäftigt — die alte Formel, daß einfach ein Gleichgewicht der Kräfte angestrebt sei, sagt im Grunde nichts, verschiebt das Problem nur eine Stufe weiter. Was Dallin über Russlands Ziele zu sagen hat, ist sicherlich auf besserer Kenntnis aufgebaut: er sagt, der Bolschewismus lehre, eine Minderheit müsse, wenn nötig, ihre Politik mit Gewalt durchsetzen, damit allen gedient werde. Damit habe zum Beispiel das Selbstbestimmungsrecht der Völker im Sowjetystem keinen Platz. Sicherheit für die Sowjetunion, so sagt Dallin, könne nur gefunden werden, wenn die anderen Staaten vom Kapitalismus abließen und sich mit der Union vereinigten. All dies mag nicht originell klingen, und selbst wenn es eine richtige Interpretation klassischen Bolschewismus darstellte, müßte

natürlich noch bewiesen werden, daß Stalin gewillt oder in der Lage sei, dieses Programm durchzuführen. Auf diese Fragen läßt sich Dallin jedoch nicht ein. Statt dessen hat er den Gedanken gehabt, sich die Kriegsziele Russlands von 1914—17 vorzunehmen, — und daran die Folgerung zu knüpfen, daß die heutige Sowjetunion die gleichen Ziele habe. Ist dies der Fall, so sagt Dallin, dann stehen wir nicht am Ende, sondern am Beginn neuer Weltkriege. Versucht eine einzige der drei Weltmächte eine selbstische Lösung zu erzwingen, so kann kein Frieden auf Erden herrschen. Vertrauen alle drei jedoch auf einander, arbeiten sie zusammen, so kann ein Friede erreicht werden. „Eine neue“, und Dallin unterstreicht das Wort neu, „eine neue russische Politik würde Europa mit einer der wesentlichen Voraussetzungen für einen langen und dauernden Frieden versehen, der sonst nicht möglich ist“. Damit schließt sein Buch. Aber die vorausgehenden Kapitel sind beunruhigend, keineswegs so hoffnungsvoll wie die Schlußworte.

E u r o p a

Die Fülle der Bücher über Europa — und vor allem was so hoffnunglos als „Deutsches Problem“ geschildert wird — nimmt ständig zu. Von Interesse sind die Bücher, die sich mit dem letzten Friedenswerk von 1919 befassen. Wer sich einen kurzen Überblick über wenigstens einige der in Paris behandelten Fragen verschaffen will, sei auf Stephen Bonsal verwiesen, den vertrauten Übersetzer des Obersten House. Sein Tagebuch, „Unfinished Business“ (Doubleday, Doran), ist erst jetzt veröffentlicht worden und war ein überraschend großer Erfolg in den Vereinigten Staaten. Dies ist um so bemerkenswerter, als der Schwerpunkt des Buches auf der Errichtung des Völkerbunds liegt — Bonsal nahm an allen, auch den ganz privaten, Besprechungen über den Bund teil. Besonders gut sind auch seine persönlichen Charakterisierungen der Teilnehmer — Pertinax und „seine Schakale“; Emmanuele vom „Corriere della Sera“, der die Stunde des Friedenschließens „Ora formidabile“ tauft; Balfour, immer gefolgt von Cousinen, Tanten und Nichten — man sollte sie schmerzlos, aber sicher, aus der Welt schaffen, sagte ihm Lady Asquith; Clemenceau, dem Bonsal berichtete, während der angeschossene, aber glücklicherweise nur leicht verletzte „Tiger“ ans Krankenbett gefesselt war; und schließlich Woodrow Wilson selber, der für Bonsal im Mittelpunkt alles Denkens und Handelns steht. Oberst Bonsal begleitete General Smuts auf seiner Reise nach Prag und Wien, und seine Beschreibung der Rückreise, allein mit einem Freund im Kraftwagen, durch Deutschland und Frankreich geben einen guten Einblick in die grauenvolle Lage Europas am Ende des letzten Krieges. Vielleicht ist die Mahnung, die in dieser Schilderung enthalten ist, mit ein Grund dafür, daß sein Buch solchen Erfolg hatte. Es läßt uns hoffen, daß Amerika die Lage Europas zu Ende dieses zweiten Krieges richtiger einschätzen wird ...

Im Jahre 1922 begleitete Bonsal den alten Clemenceau zum Krankenlager Wilsons. Kurz vor Weihnachten sah er Wilson zum letzten Mal: „Ich freue mich der Gedanken, die wir in Frankreich verteidigten“, so sagte der gestürzte Präsident, „und sie werden triumphieren. Vielleicht wird die Welt=Charta, die wir in Paris ausarbeiteten, in einer glücklicheren Form neu geschrieben werden; was aber ihre endliche Verwirklichung angeht, so hege ich nicht den Schatten eines Zweifels! Die Welt kann nicht Selbstmord begehen wollen.“ Diese Worte des sterbenden Wilson mögen sich ursprünglich an jene Amerikaner gerichtet haben, die ihn mitamt des Völkerbundes ablehnten. Sie erscheinen nicht minder wichtig heute — für die Amerikaner wie für uns alle.

Ein wohltuendes Buch „Come over into Macedonia“ hat Harold B. Allen, den langjährigen Leiter der amerikanischen Hilfsaktion für Griechenland, zum Verfasser. (Rutgers University Press). Es beschäftigt sich mit der Verbesserung der Lebensbedingungen in Mazedonien, das nach der Griechenvertreibung aus Kleinasien im Jahre 1922 von den Heimatlosen überrannt und in noch größere Armut als zuvor gestürzt wurde. Es ist ein menschlich schönes Buch. Umso bedauerlicher, daß es so schlecht geschrieben ist — die ersten vier oder fünf Kapitel mögen manchen abschrecken, es weiterzulesen und ihn so den wertvollen Hernteil ganz verpassen lassen! Wie diese amerikanischen Idealisten — Allen, Miss Parrott usw. — zusammen mit ihren griechischen, armenischen und russischen Helfern sich in den mazedonischen Verhältnissen zurechtsfinden und sich um landwirtschaftliche Verbesserung und Schulung, um Wasser und Gesundheit, ja Erholung und Ablenkung bemühen, stellt eine erhebende Tat dar: im rein Menschlichen ist dies eines der schönsten Bücher, das man sich denken kann. Als politisches Buch ist es eine Warnung an die, welche an die Übersiedlung von Millionen als Lösung der Minderheitsprobleme glauben. Das hier geschilderte Hilfswerk ging bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges in Mazedonien vonstatten, und noch immer waren die Wunden der Massenaustreibung der Griechen aus Kleinasien bei weitem nicht geheilt. Wie konnten sie auch? Allein 135 000 Waisen wurden von amerikanischen Hilfsorganisationen betreut: wieviele dieser Waisenkinder sind im jetzigen Krieg umgekommen — und wieviele Millionen neuer Waisen werden am Ende dieses mörderischen Krieges vom Ural bis zu den Rocky Mountains, auf dem ganzen Erdball, elternlos aufwachsen?

Drei Bücher über Fragen der letzten Vergangenheit mögen den Besluß dieser kurzen Übersicht bilden: eines über den Vatikan, zwei über Deutschland. Thomas B. Morgan, der achtzehn Jahre lang in Rom lebte, hat ein fesselndes Buch über päpstliche Politik geschrieben — „The Listening Post“ (Putnam): wie selten haben amerikanische Buchtitel etwas mit dem Inhalt zu tun! Morgan beschreibt die diplomatischen Missionen des von Roosevelt nach Rom entsandten Myron Taylor und die Mittelmeerreise des Chicagoer Erzbischofs Spellmann. Er glaubt, daß

der Vatikan bis zum Schluß der Meinung war, Mussolini würde nicht in den Krieg ziehen. Während viele italienische Kirchenfürsten patriotische Aufrufe erließen, hielt sich der Vatikan davon bewußt zurück und machte kein Hehl daraus, daß der Papst den Eintritt Italiens in den Krieg an Hitlers Seite mißbilligte. Wie mancher andere Beobachter war Morgan enttäuscht von der Langsamkeit, mit der die angelsächsischen Mächte die Kapitulation Badoglios ausnutzten — die Schwierigkeit, einmal vorbereitete Pläne zu ändern, hat sich in diesem Krieg immer wieder gezeigt. Über die Zukunft päpstlicher Politik hat Morgan wenig zu sagen; er glaubt, daß die italienischen Kardinäle bald in der Minderheit sein werden und daß damit der Schwerpunkt der katholischen Kirche vielleicht gar nicht mehr in Europa zu suchen sein werde. Vielleicht rechnet Morgan, wie die Päpste, in Jahrtausenden — oder war es der Amerikaner in ihm, der seine Feder hier führte?

Die Geschichte des größten europäischen Verlegers — an Zahl der veröffentlichten Bücher und Zeitungen usw. — muß geschichtlich von Bedeutung bleiben. Ein vorläufiges Buch, das noch nicht genügend Material für ein endgültiges Urteil enthält, hat der kürzlich verstorbene jüngste der fünf Ullstein Brüder geschrieben: „The Rise and Fall of the House of Ullstein“ von Hermann Ullstein (Simon & Schuster). Er schildert die Herkunft der Familie von Fürth, die Anfänge mit der „Berliner Zeitung“ von 1877 und den Aufschwung unter den fünf Brüdern: Hans, dem Juristen; Louis, dem Papierhändler; Rudolf, dem Druckereifachmann; Franz, dem Organisator; und Hermann selbst, dem Propagandamann. Seit etwa 1900 hatten sie den Scherl-Verlag als Nebenbuhler, und der Wettkampf, der mit Hilfe des genialen Redakteurs Brehmer geführt wurde, ist mit viel Humor beschrieben. Im Jahre 1913 kauften die Brüder Ullstein die Tante Voß, die „Vossische“, an der sie Jahr um Jahr Geld verloren, zwei Millionen Mark im Jahr gegen Ende, die sie aber trotzdem hochhielten. Über die Zeit nach 1933 hat Hermann Ullstein wenig zu sagen — er und seine Brüder wurden, praktisch als Bettler, vertrieben, ihr Verlagshaus wurde in den Besitz führender Nationalsozialisten „überführt“ — ohne Entschädigung natürlich. „Obwohl unsere Leser uns nach Nutzen treu blieben, bestand wenig Zweifel daran, daß sie im Herzen nicht mehr mit uns waren.“ Wie es dazu kam, kann der Verfasser nicht deuten, wohl kaum selbst verstehen. Sein Buch ist jedoch als Beitrag zur deutschen Zeitungs- und Verlagsgeschichte bis 1933 wertvoll. Nach 1933 bedarf es anderer Studien, und der Leser wird mir nicht verargen können, wenn ich mein kurzes Buch über „The Art of Dr. Goebbels“ (Hale) erwähne. Es ist ohnehin vergriffen! Geschrieben wurde es aber, um den Untergang der freien deutschen Presse zu beschreiben und — vielleicht gar zu erklären.

Wegen seines Untertitels, der durchaus zutreffend ist, gehört ein für europäische Leser besonders interessantes Buch in diese Übersicht, das von dem früheren deutschen Generalkonsul in New York, Dr. Paul Schwarz,

geschrieben wurde: „This Man Ribbentrop. His Life and Times“ (Meßner). Es stellt im Wesentlichen mehr als die einzige Biographie dieses unheilvollen Außenministers dar: es ist zugleich eine diplomatische Geschichte jüngster Vergangenheit, und Einzelheiten, wie Neuraths eigener Bericht über seine Entlassung, stellen geschichtlich wichtige Quellen dar. Auch die Kapitel über die polnische Krise und den Kriegsausbruch sind als Kommentar einem im Dienste deutscher Diplomatie bis 1933 Tätigen von großem Wert. Dr. Schwarz ist übrigens der bekannte „Diplomaticus“, der regelmäßig in der altehrwürdigen, deutschsprachigen Zeitung New Yorks, der „Staats-Zeitung“, über diplomatische Dinge schreibt.

Der Friede

Pläne für den Frieden nach diesem Kriege fehlen nicht — Bücher hierüber erscheinen unentwegt, wie es dieses Gegenstands auch wert ist. Amerikaner und Engländer jedoch wissen, daß der Friede erst nach der Niederkämpfung Japans kommt. Der frühere Botschafter in Tokio und jetzige Unterstaatssekretär, Joseph C. Grew, hat deshalb seine Erinnerungen unter dem Titel „Ten Years in Japan“ (Simon & Schuster) erscheinen lassen. Sie ergänzen seine Depeschen, die das Staatsdepartement bereits in die Altersammlung „Japan, 1931—41“ (zwei Bände) aufgenommen hat. Sie zeigen die langwierigen Verhandlungen, durch die eine friedliche Beilegung der Spannungen versucht wurde, zeigen die Langmut und Geduld Cordell Hulls in besonders erfreulichem Licht. Zugleich lassen sie keine Hoffnung auf einen Kurzkrieg zu. Da der Verfasser Sekretär der Friedensdelegation seines Landes in Paris im Jahre 1919 war, wird er wohl an der Gestaltung des nächsten Lösungsversuchs besonders gewichtigen Anteil haben. Auch darum sollte sein Buch gelesen werden.

Der jetzige Staatssekretär im Auswärtigen Amt, E. R. Stettinius — offensichtlich deutschen Ursprungs, aus Stettin stammend — hat unter „Lend-Lease: Weapon for Victory“ (Macmillan) einen begeisterten Bericht über die Pacht- und Leihlieferungen Amerikas und der Vereinigten Nationen geschrieben. Der Bericht ist abgeschlossen mit dem Augenblick, an dem der Verfasser aufhörte, dieses Programm selbst durchzuführen. Als Geschichtsquelle ist er deshalb unvollständig. Als politisches Buch ist er eines der hoffnungsvollsten Zeichen dafür, daß nicht wieder die Frage interalliiierter Verschuldung das Finanzsystem der Welt wird in Unruhe bringen dürfen. Roosevelts schlechthin grandioser Gedanke dieser Leihlieferungen für Kriegszeiten wird nicht gering anzuschlagen sein unter all den schwerwiegenden Gründen, aus denen ihm die Menschheit dankbar sein muß.

Schließlich liegt mir ein Buch des Mitarbeiters der „New York Times“, Harold Callender, vor: „A Preface to Peace“ (Knopf). Es zeichnet sich durch Klugheit und außergewöhnlich fein abgewogene Darstellung aus. Darum ragt es über die Bücher vieler seiner Zeitungskolle-

gen hinaus. Callender besuchte alle Flecken dieser Erde, die zu Kriegszeiten wohl zu sehen wert waren — jedoch, über sich selbst und seine Erlebnisse nicht ein Wort. Er zeigt seinen Landsleuten eindringlich, warum sie dieses Mal an der Friedensvorbereitung und seiner Verwirklichung voll teilnehmen müssen. Keine der drei Mächte hätte diesen Krieg für sich allein siegreich zu Ende führen können. Keine der getrennt von einander vorgenommenen Schritte vor Ausbruch des Krieges gab ihnen Sicherheit, rettete sie vor dem Krieg — weder „München“ noch die Baltischen Länder oder was auch immer man nennen mag, die amerikanischen Neutralitätsgesetze gar nicht zu erwähnen. Landstreifen, Annexionen, andere ausschließende Gruppen: nichts dergleichen hat die Mächte vor dem Krieg bewahrt, nichts dergleichen kann ihnen den Frieden geben und sichern. Die Schlussfolgerung scheint zwingend. Ob wir die großen Grundsätze des Rechtes aller Völker auf Selbstbestimmung anwenden oder ob wir als sogenannte Realisten rechnen: die drei Weltmächte müssen unter Berücksichtigung aller anderen zusammenarbeiten. „Keine Großmacht“, so sagt Harold Callender, „braucht dann Kleinstaaten im Interesse der eigenen Verteidigung zu beherrschen. Bilden Großbritannien und die Vereinigten Staaten Teile eines kollektiven Systems, an das Rußland glaubt, dann verschwindet der Anreiz, sich vorgeschoene Grenzen zu sichern“. Callender zeigt, warum Amerika mithelfen muß, den Frieden zu errichten. Er hofft, daß Europa eines Tages als vierte Weltmacht, stark gemacht durch die mit Hilfe des Selbstbestimmungsrechtes befriedete Bevölkerung, seinen Platz an der Seite der anderen wird einnehmen können. Er zeigt, wie England, als es Hitler allein gegenüberstand und ihn dennoch bekämpfte, Südamerika vor dem Faschismus und die Vereinigten Staaten vor Verderb bewahrte. Es ist ein kluges Buch — und so enden wir, wie wir begannen, mit dem Buch eines Journalisten.

Jens Baggesen und sein Alpengedicht „Die Parthenäis“

Von Kuno Müller

Sm gleichen erwartungsvollen Frühsummer 1789, als in Versailles der König von Frankreich die ersten Szenen der Revolutionstragödie mitspielen muß und über den anhebenden dramatischen Wechselreden seiner gesprächigen Reichsstände die weichen Hände zu ringen beginnt, reicht der dänische Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg unbekümmert einem jungen Dichter, der im ansprechenden Stil der Zeit zu schreiben versteht, das Geld für eine Deutschlandreise. Ohne Zögern eilt dieser Dichter Jens